Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 35

Artikel: Coués Vermächtnis

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das Haus des berühmten Pathologen, dessen Entdekungen auf dem Gebiete der Medizin die gewagtesten und modernsten Theorien über den Saufen geworfen haben.

Das Stubenmädchen führte mich in einen großen Salon. Es wartete niemand. Auf dem großen, blanken Tisch in der Mitte kein Buch, keine Zeitung. Auf einem Sessel in der Ede sah ich einen großen Belzmantel; ich schloß daraus, daß der Doktor mit einer Patientin beschäftigt war.

Ich ließ mich auf den Diwan nieder und dachte ent= sest an die bevorstehende Unterredung. Würde der Doktor sofort merken, daß ich nicht krank sei? Wie sollte ich das Gespräch beginnen? Ich konnte doch unmöglich sogleich seine Sand ergreifen und ausrufen: "Berzeihen Sie Eveline ...!" Beim blogen Gedanken lief es mir beiß und falt über den Rüden.

Ich erhob mich und ging nervös im Zimmer auf und ab. Ich trat zum Fenster und betrachtete die leuchtende Rurve der Aare. Und plötlich dachte ich daran, zu fliehen. Doch in diesem Augenblick öffnete sich die Türe, die in das Arbeitszimmer des Arztes führte, und auf der Schwelle erschien eine Dame.

Sie war blaß, etwas did und hatte rötliches Saar. Sie durchquerte hastig den Salon, holte ihren Belz und fehrte jum Ordinationszimmer jurud. Ich bemerkte, daß der gequälte Ausdruck ihres Gesichtes einen seltsamen Gegenfat zu ihrem schönen, blühenden Aeugern und der ausgewählten Rleidung bildete. Indessen war der Professor an der Türe erschienen; ein schöner Mann mit hoher, offener Stirne, strengen Bugen und lebhaftem Auge; einige Gilberfaben schimmerten in seinem dichten, braunen Saar.

Die Patientin grußte nervos und er sagte freundlich

zu ihr:

"Erholen Sie sich bald von dem kleinen Schreden, den Ihnen verursacht habe, und fommen Sie morgen vormittag um neun Uhr wieder, um das Ergebnis der Untersuchung zu erfahren."

Die Dame verabschiedete sich. Der Professor wandte sich zu mir und lud mich mit einem leichten Ropfnicen ein, in sein Zimmer einzutreten. "Nehmen Sie Blat", fagte er und wies auf einen Lehnstuhl neben bem Schreibtisch; er ließ sich mir gegenüber nieder und richtete seine Augen fest und durchdringend auf mich.

Dieser Blick verwirrte mich; ich fühlte mich verlegen

und sprach fein Wort.

"Womit tann ich dienen?" fragte er endlich.

"Ich... ich habe so viel von Ihnen sprechen gehört", begann ich, "von einer Freundin ..."

Er hob ein wenig die Sand, als wollte er Romplimente abwehren.

"Was für Beschwerden haben Sie?" unterbrach er etwas troden.

"Ja... eigentlich... ich kann sie nicht so genau be-

schreiben ..." Der Dottor richtete seinen Blid auf die Wand, wo

eine große Bendeluhr mit rhnthmischem Tiden die eilende Beit bezeichnete.

Nach einem furzen Schweigen fragte er wieder:

,Woran leiden Sie?"

Ich wollte ihm zuschreien: "Nicht ich leide, sondern Ihre Gattin! Die arme Eveline leidet und verzehrt sich in Sehnsucht. Berzeihen Sie ihr! Nehmen Sie sie wieder zu sich ..."

Aber vor diesem ehernen, gleichmütigen Anttlik schwand

all mein Mut. Ich schwieg.

"Wollen Sie mir Ihre Symptome beschreiben?" Der Professor trommelte mit den Fingern auf dem

"Manchmal", stotterte ich verwirrt, "habe ich eine Art Schwindel. So... es dreht sich alles vor mir ..."
"So?" sagte der Professor.

"Ja", sagte ich.

Und wieder war es still.

Dann ergriff er meinen Buls und drudte leise seine Finger dagegen; dann schob er ein Buch vor sich, öffnete es und tauchte die Feder in die Tinte.

"Sie beißen?"

Ich sagte es ihm. "Wie alt?"

Ich nannte mein Alter.

"Frühere Rrankheiten?"

Wie zum Trot fiel mir nur eine entfernte Rinder= frankheit ein. "Ziegenpeter", murmelte ich.

Der Professor trug in das Buch ein: "Ziegenpeter". Dann schaute er mich lange scharf an.

"Gnädige Frau", sagte er, "ich glaube, ich kann schon jett ein gunstiges Urteil bezüglich Ihres... physischen Gesundheitszustandes abgeben."

Ich glaubte, aus seinen Worten herauszuhören, daß er bezüglich des geistigen Zweifel hege.

"Jedoch", fuhr er fort, "stelle ich, wie Sie vielleicht wissen, eine Diagnose erst nach einer genauen Untersuchung

"Ad, ich weiß es", unterbrach ich ihn, "meine Freundin hat mir von Ihren wunderbaren Entdedungen auf diesem Gebiete erzählt. Diese Freundin, Berr Professor, ift ein liebes Geschöpf und so ungludlich!" (Shluß folgt.)

Coués Vermächtnis.

Die nachsolgenden Aussührungen des fürzlich verftorbenen Nancyer Menschenfreundes entnehmen wir dem soeben im Verlage Benno Schwabe & Co. in Basel erscheinenden Büchlein: Emil Coue "Was ich sage".

Suggestion und Autosuggestion.

Angenommen, wir haben ein Kind vor uns, das vergangene Nacht oder heute morgen auf die Welt gekommen ist. Dieses ruht in seiner Wiege. Auf einmal hört man ein leises Wimmern. Sofort sturgt fich eine der anwesenden Bersonen, etwa der Bater, wenn er gegenwärtig ist, an die Wiege und nimmt das Rind in seine Arme. Wenn diesem nicht tatsächlich etwas fehlt, so hört es nach Berlauf einiger Minuten auf zu schreien. Man legt es alsdann in seine Wiege jurud. Allein das Rind fängt von neuem an ju schreien; man nimmt es abermals auf, und das Geschrei verstummt abermals. Man legt es wiederum auf sein Lager, und das Geschrei beginnt wiederum usw. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte: dieses Rind sucht seinen Eltern etwas zu suggerieren, anders ausgedrückt, es sucht ihnen "Beine zu machen". Und leider gelingt ihm das nur allzu oft. Wenn nämlich die Eltern sich einbilden, wenn sie sich selber "einreden", es sei nötig, das Kind aufzunehmen, wenn es schreit, um feinem Schreien ein Ende gu machen, so verdammen sie sich dazu, fünfzehn oder achtzehn Monate ihres Lebens hindurch einen großen Teil der Nächte mit dem Rind auf den Armen zu verbringen, wo dieses doch unendlich viel besser in der Wiege läge und sie selber in ihrem Bett. Und das Kind, seinerseits, sagt sich in seiner Sprache, die wir nicht kennen, die es aber vollkommen versteht: "So oft ich will, daß Bapa oder Mama mich aus meiner Wiege nehmen, brauch' ich nur zu schreien"; und also schreit es. Läßt man es dagegen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde oder noch länger einfach schreien, so sagt sich das Kind, angesichts seines Mißerfolges, wiederum in seiner kleinen Sprache: "Oh! Es lohnt nicht mehr der Mühe zu schreien"; und schreit nicht mehr.

Wie Sie also sehen, beginnen wir schon an unserem ersten Lebenstage Suggestion und Autosuggestion zu treiben und fahren damit fort, bei Tag und bei Nacht, bis zu unserer Todesstunde. Auch unsere Träume sind Autosuggestion; sie sind das Werk unseres Unbewußten, und alles, was wir sprechen, und alles, was wir tun im Laufe eines Tages, ist gleichfalls bestimmt durch Autosuggestionen, die so lange un= bewußt sind, bis wir sie eines Tages bewußt zu machen wissen.

Das Unbewußte.

Das Unbewußte ist ein intelligentes Wesen, begabt mit einem geradezu wunderbaren Gedächtnis. Es bewahrt unsere sämtlichen Gesichtseindrücke, unsere sämtlichen Gehörseindrücke, alles, was wir lesen, alle unsere Empfindungen, alles, was zu unbewußter Autosuggestion Anlaß gibt.

Es läßt sich jenen alten Dienern vergleichen, denen man in gewissen Familien mitunter noch begegnet: Aeußerst zuverlässige und gehorsame Leute, vorausgeset allerdings, daß man mit ihnen umzugehen wisse. Sagt man, beispielshalber, einem solchen in freundlichem Tone: "Johann, tun Sie mir doch bitte das und das", so wird es Iohann auf der Stelle und mit dem größten Eifer tun. Sagt man ihm dagegen mit barscher und strenger Stimme: "Johann, machen Sie mir das und das", so wird Iohann den Gehorsam verweigern; nicht selten sogar wird er gerade das Gegenteil tun.

Das Unbewußte ist sehr gewissenhaft in dem Sinne, daß es ausführt, was man ihm aufträgt, freilich nur so viel und nicht mehr. Wenn Sie Iohann auffordern, den Staub von einem bestimmten Möbel zu wischen, wird er's tun und dann seiner Wege gehen, ohne sich um den Staub zu fümmern, der allenfalls auf den anderen Möbeln liegt. Er hat das getan, was Sie ihn tun hießen, nicht mehr und nicht weniger. Hätten Sie ihm jedoch aufgetragen, die sämtlichen Möbel abzustäuben, so würde er gehorcht haben. Genau so macht es auch das Undewußte. Es tut nichts von sich aus und selbständig, es sei denn, daß Sie es dazu aufsordern. Wollen Sie also, daß es von sich aus und selbständig vorgehe, so müssen des von sich aus und selbständig vorgehe, so müssen Sie ihm einen allgemeinen Besehl erteilen, den es dann, soweit nöglich, ausführen wird. In diesem Falle dürfen Sie auf seine Wirtsankeit zählen: Es wird in Ihrem Leibe und in Ihrer Seele alles heilen und wiederherstellen, was überhaupt heilbar und wiederherstellbar ist.

Wie man bewußte Autosuggestion ausüben soll.

Jeden Morgen beim Erwachen und jeden Abend nach dem Schlafengehen spreche man, ohne die Aufmerksamkeit absichtlich auf seine Worte zu heften, mit den Lippen und laut genug, um es selber zu hören, an den zwanzig Knoten einer Schnur abzählend, zwanzigmal den Sak: "Mit jedem Tage geht es mit in jeder Hinsicht immer besser und besser."

Diese allgemeine Autosuggestion ist in möglichst eins facher, kindlicher, maschinenmäßiger Weise auszuführen, folgslich ohne die geringste Anstrengung.

Derart gelangt man dazu, sie ganz mechanisch durchs Ohr dem Unbewußten einzuverleiben. Und wenn sie ihm einverleibt ist, beginnt sie zu wirken.

Allemal sodann, wenn man im Laufe des Tages oder der Nacht einen körperlichen oder seelischen Schmerz verspürt, gebe man sich selber sofort die Zusicherung, man werde nicht bewußt dazu mithelsen, sondern ihn zum Schwinden bringen. Alsdann sondre man sich möglichst ab, schließe die Augen, streiche mit der Hand über die Stirne, falls es sich um Serverliches, über die schmerzende Stelle, falls es sich um Körperliches handelt, und spreche dabei mit äußerster Schnelligkeit die Worte: "Es geht vorüber, es geht vorüber usw.", solange es nötig ist.

Bur Zoologie bes Reisenden.

Bon Julius Rreis.

Der Lobenfrem de (homo lodensis)

ist allmählich im Aussterben begriffen. Die Gattung trat vor dem Krieg noch sehr zahlreich auf und war über und über mit grünlichgrauen oder bräunlichem Lodenfell bedeckt. Dem weiblichen Lodenfremden hat die Natur zum Schmuck eigene Rochhalter aus Blech, dem männlichen einen auf dem Hut wachsenden Gemsbart aus ausgefallenen Bürstenhaaren verliehen. Das Lodenkleid ist eine Schukfarbe gegen den in der Großstadt herrschenden Staub und Schmut, der an hellen oder glatten Rleidern leicht auffallend in Erscheinung treten könnte. Am Ruden angewachsen ist — analog dem Bauchbeutel der Ränguruhs — der Rückenbeutel, der neben dem für alle Fälle vorgesehenen Semd jum Wechseln ein paar Ersatröllchen, die Hausapotheke, 5 Rilo Wurststullen und bei weiblichen Gattungsangehörigen eine Nachtjade birgt. Bewaffnet ist der Lodenfremde männlichen wie weiblichen Geschlechts mit einer eisenbeschlagenen Alpenstange, und während er seine geistige Nahrung aus Großpapas Baedefer schöpft, sammelt er sich mit alt und jung der zugehörigen Sippe an den Weidepläten, um hier bei einem Nierenbraten die zugehörigen Burststullen zu verzehren. Er ist hervor-ragend trintgeldfeindlich und scheut vor allen Blägen mit Eintrittsgeld. Tagsüber ist er ständig unterwegs, einzeln, paarweise oder in Gruppen die Stadt abgrasend, ununterbrochen bildungshungrig und, wenn nicht durch Geldforde= rungen gereizt, zutraulichen Gemüts. Die neue Zeit mit Bubitopf, turzem Rod, Aniderboders und Sygiene, mit Mensendied und "Wie bleibe ich jung und schön" macht dem Lodenfremden immer mehr den Garaus, und er paßt sich in seinem Aeukeren immer mehr aus der rauhen Loden= hülle und dem Jägerhemd heraus einem gefälligeren und leicht geschürzteren Zeitbild an. Bald werden an Stelle ber großen Serden von einst nur mehr wenige Exemplare in freier Wildbahn anzutreffen sein, und man wird sie vielleicht nur mehr in den Schaukaften und Gärten der Fremdenverkehrsvereine als Zeugen der Fremdenvergangenheit antreffen.

Der Wanderfnabe (puer schlampinus).

An die Stelle der Lodenfremden ist der Wandersnabe getreten. Sein Feld ist die weite Welt, und er zeichnet sich aus durch seine weithin wallende Mähne, die infolge eines Gattungsgelübdes weder gepflegt noch geschnitten wird. Er trägt eine grüne, gelbe oder schwarze Russenbluse, die die werdende Männerbrust dis zum Nabel freiläßt, dazu ein leinenes Schwinumhöschen, aus dem die nervigen, behaarten Schenkel braun und verkrustet herauswachsen. Auf dem Rücken trägt er einen rußigen Eisentiegel, in dem er die Früchte des Feldes abkocht. Die weiblichen Angehörigen dieser Spezies, die an Stelle der Leinenhöschen einen kurzen Rock tragen, lassen dem Tiegel nicht selten eine Laute oder Guitarre baumeln, mit der sie von Zeit zu Zeit Gestäusche von sich geben.

Der Wanderknabe bezw. das Wandermädchen fällt nächtlicherweise in die Seustadel und Holzschöpfe der Umgebung ein. An sonnigen Tagen führt er nicht selten mit seinem Rudel Licht- und Sonnentänze im Freien auf oder geht als Nachtwanderer seinen Pfad, die ihn der homo civilis agricolosus mit einem Hadlstod winkend in die Flucht jagt.

Der Gruppenfremde (homo admassatus)

tritt nur in Rudeln auf und wird ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Stammeszugehörigkeit auf einem Fremdenrundfahrtswagen verfrachtet. Er hat einen eigenen Genicknuskel, der es ihm möglich macht, stundenslang nach oben, links, rechts und rückwärts gewendet, die Sehenswürdigkeiten der Stadt gewissenhaft in Augenschein zu nehmen. Der Wagenfremde ist harmlos, beschieden und, auf sich selbst angewiesen, etwas unbeholsen. Ein Teil davon hat eine große Abneigung, die Gehwertzeuge zu gebrauchen. Sie werden schon oft in ihrem Heimatland von privaten Unternehmern oder Ausschüssen von Sparskegelschammstisch, Schüßens oder Gesangsvereinigungen in Rudeln von 20, 50 und 100 eingefangen und dann in fremde Länder versandt. Der Gruppenfremde handelt nie einzeln. Er ißt, schläft, wacht, trauert, lacht, begeistert und entrüstet sich mindestens dutzendweise und hält sich dabei an die Weisung des Rudelführers. Noch nach Jahren wird er auf der Regels